

SONNTAG, 15. JULI 2018

F.A.Z. - GELD & MEHR

Schweden erfindet das Geld neu

Die Schwedische Notenbank ist die älteste der Welt. Einst hat sie das Papiergeld erfunden. Jetzt ist sie die erste Zentralbank, die eine eigene Digitalwährung einführen will. Von Sebastian Balzter

Neulich bekamen alle 4,8 Millionen schwedischen Haushalte Post von ihrer Regierung. Genauer gesagt, von der Behörde für Zivilschutz. Landesweit ließ sie eine zehneitige Broschüre mit dem bedrohlichen Titel „Wenn die Krise oder der Krieg kommt“ verteilen. Das hatte es zuletzt nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion gegeben, entsprechend besorgt oder zumindest überrascht haben viele Schweden in den vergangenen Wochen in dem kleinen Heftchen geblättert. Hier soll es nun aber nicht um die weltpolitischen Hintergründe gehen, die zur Neuauflage der Broschüre geführt haben. Sondern um die Checkliste, die darin ganz hinten abgedruckt ist: Alles, was man für den Notfall braucht. Kartoffeln und Nüsse, Konservendosen mit Lachsbällchen und Makrelen, Wasserkanister und Wolldecken, Benzin und Medikamente. Und Bargeld.

Der letzte Punkt ist in Schweden besonders bedeutsam. Denn in ihrem Alltag haben sich die meisten Schweden von Münzen und Banknoten schon verabschiedet. Das Königreich im Norden ist in diesem Punkt der Vorreiter einer internationalen Entwicklung. Nur noch jeder vierte Schwede nimmt Umfragen zufolge wenigstens einmal in der Woche Bargeld zur Hand. 85 Prozent aller Transaktionen werden online, mit Kreditkarten oder einer Bezahl-App abgewickelt. Sogar die Kirche nimmt die Kollekte in Schweden vielerorts bargeldlos entgegen. Häufig kann man schon gar nicht mehr anders bezahlen. Sogar simple Bäckereien haben Schilder mit der Aufschrift „Bargeldloses Geschäft“ im Schaufenster stehen. Bis zum Jahr 2025, so lauten die schnittigsten Prognosen, könnten die Schweden zu einer komplett bargeldlosen Gesellschaft geworden sein.

Das kommt, verglichen mit den deutschen Gepflogenheiten, ungeheuer fortschrittlich daher. Ein Problem ist der Trend aber nicht nur für die Zivilschutzler, die sich um die Stabilität des Zahlungssystems sorgen, falls einmal die Stromversorgung ausfällt, Server außer Betrieb gesetzt oder Internetverbindungen getrennt werden. Ein Problem ist die Abkehr der Schweden vom Bargeld auch für die Reichsbank, die Notenbank des Landes – und zwar nicht bloß für den Krisenfall, sondern im friedlichen Alltag.

Es geht der Bank dabei um Grundlegendes, nämlich den Unterschied zwischen Zentralbankgeld, also den von einer Notenbank ausgegebenen Scheinen und Münzen, und dem sogenannten Giralgeld, das die Geschäftsbanken etwa zur Kreditvergabe schöpfen dürfen, solange sie eine Mindestreserve bei ihrer Zentralbank hinterlegen. Der bargeldlose Zahlungsverkehr funktioniert bisher ausschließlich mit solchem Giralgeld. Aber es ist gut möglich, dass die schwedische Reichsbank daran bald etwas ändert: Sie arbeitet derzeit an einer E-Krone, einer eigenen elektronischen Währung. Das könnte dazu führen, dass demnächst jeder schwedische Bürger ein Konto bei der Zentralbank hat und für bargeldlose Geschäfte nicht mehr auf die Dienste der Geschäftsbanken angewiesen ist. Eine Art Bitcoin also, aber mit dem Segen der Zentralbank. So etwas gibt es bisher nirgendwo auf der Welt.

Es wäre nicht das erste Mal, dass aus Stockholm eine Innovation kommt, die den Rest der Finanzwelt nachdrücklich verändert. Hier wurde im 17. Jahrhundert das Papiergeld in seiner europäischen Form erfunden. Die Reichsbank, die als Folge dessen 1668 gegründet wurde, ist die älteste Notenbank der Welt. Ihr Chef Stefan Ingves erläuterte seine Überlegungen zur Digitalwährung vor kurzem auf einem Kongress zum 350-jährigen Bestehen der Bank. „Die Schweden wollen zwar keine Münzen und Banknoten mehr mit sich herumtragen“, sagte er. „Aber Zentralbankgeld wollen sie durchaus noch. Deshalb müssen wir uns um Alternativen zum Bargeld kümmern.“

Die Ausgangslage ist damit prinzipiell gar nicht viel anders als damals, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, als ein findiger Bankier in Stockholm auf die Idee kam, die ersten europäischen Banknoten auszugeben. Auch damals hatten die Schweden die Lust daran verloren, ihr Geld in seiner herkömmlichen Form mit sich herumzutragen. Das Zahlungsmittel war ihnen schlicht zu schwer für den alltäglichen Gebrauch geworden. Dazu muss man wissen: Den Schweden war nach ihren teuren Feldzügen im Dreißigjährigen Krieg, als ihr Königreich eine europäische Großmacht ersten Ranges war, das Silber ausgegangen. Kupfer dagegen hatten sie dank eigener Bergwerke in Hülle und Fülle. Also führten sie parallel zur alten Silberwährung Münzen aus Kupfer ein. Das hatte den willkommenen Nebeneffekt, dass die Kupfernachfrage angekurbelt und der Preis für das Metall gestützt wurde. Der Materialwert der Silbermünzen ließ sich dennoch nur mit viel größeren Stücken aus Kupfer erreichen. Bald waren es keine Münzen mehr, sondern Kupferplatten, groß wie ein Laptop und bis zu 20 Kilogramm schwer. Im Geldmuseum der Bundesbank in Frankfurt kann man einen dieser Kaventsmänner aus dem Jahr 1659 bestaunen. Ein zeitgenössischer Stich, der eine winterliche Marktszene darstellt, macht klar, was dieses Format bedeutete: Zum Einkauf brachte man das Geld nicht im Portemonnaie mit, sondern auf einem kleinen Schlitten.

Der Rest ist schnell erzählt. Als der Bankier Johann Palmstruch auf die Idee kam, die Kupferplatten seiner Kunden im Keller seiner Bank aufzuheben und ihre Existenz auf handelbaren Kassenscheinen zu bestätigen, gewannen diese Scheine sehr schnell an Popularität als alternatives Zahlungsmittel – man musste nicht mehr die Kupferplatten zum Markt schleppen, sondern konnte den Einkauf mit einem dieser Scheine bezahlen, den die Bank bei Bedarf in eine Kupferplatte eintauschen würde. (Der entscheidende Unterschied zum viel früher erfundenen chinesischen Papiergeld lag darin, dass in China kein Materialwert hinter der Banknote stand, der Wert wurde einfach aufgestempelt.) Ein paar Jahre später erlaubte die schwedische Regierung Palmstruch, solche Scheine auf Pump auch an Leute auszugeben, die keine eigenen Kupferplatten bei ihr eingelagert hatten, und erkannte diese von einer Geschäftsbank ausgegebenen Noten neben den in der königlichen Münze geprägten Geldstücken als Zahlungsmittel an. Als ein „stoffwertloses Papier als Kredit auf zukünftige Funde von Kupfer“ beschreibt der deutsche Historiker Hendrik Mäkeler die Neuerung, der lange das Münzkabinett in der schwedischen Universitätsstadt Uppsala geleitet hat und nun in der Bundesbank Chef der Abteilung Numismatik und Geldgeschichte ist. „In Deutschland wurden die ersten Banknoten nach schwedischem Muster mehr als hundert Jahre später ausgegeben“, sagt Mäkeler.

Zurück zu Johann Palmstruch, dem einfallreichen Banker aus Stockholm: Es dauerte nicht lange, da wuchs ihm die Sache mit dem Papiergeld über den Kopf. Er gab, übrigens nicht zuletzt an hochwohlgeborene Mitglieder der schwedischen Regierung, zu viele Banknoten aus, das Vertrauen in deren Wert schwand, die Kunden verlangten Silber oder Kupfer für ihre Scheine, die Bank brach zusammen, Palmstruch wurde eingesperrt und starb kurz nach seiner Begnadigung. Der Banknotendruck wurde vorübergehend verboten; die pfiffigen Schweden behelfen sich damit, Papiergeld handschriftlich auszustellen – das blieb erlaubt. Und das schwedische Parlament tat, was Parlamente in solchen Situationen bis heute tun: Palmstruchs Bank wurde als systemrelevant eingestuft, in eine abzuwickelnde „bad bank“ und eine fortzuführende „good bank“ unter parlamentarischer Aufsicht aufgespalten. Das war die Geburtsstunde der Reichsbank.

Seitdem garantiert sie den Schweden den Wert ihrer Währung. Der EU-Beitritt hat daran nichts geändert. Das Königreich hält an Öre und Krone fest, der Beitritt zur Währungsunion ist auf den Sanktnimmerleinstag verschoben. In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts allerdings bekam es die Reichsbank mit der Deregulierung zu tun, und eine der Spätfolgen sind nun die Überlegungen zur E-Krone. Das schwedische Parlament beschloss nämlich, die Filialen der Reichsbank außerhalb Stockholms zu schließen und die Bargeldversorgung zur Sache von privaten Sicherheitsdiensten und Geschäftsbanken zu machen. So wurde die altehrwürdige Reichsbank personell zu einer der schlanksten Notenbanken Europas: Sie beschäftigt rund 350 Mitarbeiter, der Vergleich mit den knapp 10000 Beschäftigten der Bundesbank ist aufschlussreich.

Über ihre notorische Sparsamkeit machen sich die schwedischen Notenbanker bisweilen selbst lustig. In einem Videospot, den die Bank vor kurzem produziert hat, bestellt der amtierende Bankchef Stefan Ingves beim Konditor eine Torte für die 350-Jahr-Feier und bittet um einen Kostenvoranschlag. Als er erfährt, dass der Text, den er zur Verzierung mit Marzipan auf die Torte schreiben lassen will, nach Buchstaben abgerechnet wird, ändert er seine Bestellung: Statt „350 Jahre Schwedische Reichsbank“ soll „Reichsbank 350“ draufstehen. „Das genügt“, sagt Ingves am Ende.

Bei allem Humor, die fortschreitende Privatisierung des Zahlungsverkehrs mag der Zentralbankchef nicht auf die leichte Schulter nehmen. Den Privatbanken, das hatten die schwedischen Parlamentarier bei ihrem Deregulierungsbeschluss unterschätzt, ist an der Versorgung der Bevölkerung mit Bargeld nicht gelegen, sie verdienen damit nämlich nichts, im Gegenteil – sie müssen sich das Bargeld ja erst einmal von der Zentralbank leihen und dafür auch noch einen Zins bezahlen, bevor sie es über Schalter oder Geldautomaten an ihre Kunden weitergeben.

In vielen Filialen haben die schwedischen Geschäftsbanken längst die Kassenschalter geschlossen, an denen man früher Bargeld bekam. Auch das Netz der Geldautomaten ist in den vergangenen Jahren dünner geworden. Das ist einer der seltener genannten Gründe für die fortschreitende Bargeldlosigkeit vieler Schweden: Bis zum nächsten Automaten ist es oft genug ziemlich weit, erst recht in den dünn besiedelten Gegenden im Norden des Landes. Das macht das Online-Bezahlen besonders bequem.

„Wir könnten die Kontrolle über das Geld verlieren“, warnt Ingves deshalb heute – 350 Jahre nachdem sich der schwedische Staat mit der Gründung der Reichsbank die Kontrolle über das Geld von einer in Schieflage geratenen Privatbank zurückgeholt hat. Kommerzielle Angebote wie Kreditkarten und Bezahl-Apps seien schön und gut, meint Ingves damit. Aber es müsse eine Alternative dazu geben, die zu den tatsächlichen Bezahlgewohnheiten der Leute passe. „Unsere Bürger würden es sicher auch nicht gut finden, wenn wir Militär oder Justiz privaten Akteuren überlassen würden.“

Das klingt ein bisschen nach Panikmache, so wie viele Schweden auch die Broschüre der Zivilschutz-Behörde empfunden haben. Aber auch wenn es gerade nicht unmittelbar so aussieht, als könnte in Nordeuropa ein Krieg ausbrechen und das Zahlungssystem lahmlegen: Banken Krisen gibt es immer wieder, und die Reaktion von Unternehmen und Verbrauchern darauf lässt sich schwer vorhersehen. Dann wäre ein elektronisches Zentralbankgeld als Ergänzung zum bestehenden System keine dumme Idee.

Beschlossen ist in der Sache allerdings noch nichts, auch wenn zwielichtige Händler im Internet schon vermeintliche E-Kronen feilbieten und auf unvorsichtige Käufer hoffen. Zurzeit lässt die Reichsbank erst einmal eine kleine Schar von Fachleuten Vorschläge zur technischen und regulatorischen Einführung des Digitalgelds machen. Klar ist, dass es den Schweden dabei nicht darum geht, das von den Geschäftsbanken geschöpfte Giralgeld ganz und gar abzuschaffen, wie es die sogenannte Vollgeld-Initiative in der Schweiz vorhatte, die in einer Volksabstimmung im Juni dafür jedoch keine Mehrheit erhielt. Die elektronische Krone ist als eine Ergänzung zum Angebot der Geschäftsbanken gedacht. Denen dürfte diese neue Art der Konkurrenz nicht gefallen, aber das macht die Angelegenheit bloß noch interessanter. „Die Schwedische Reichsbank führt einmal mehr die Debatte an“, hat Bundesbankchef Jens Weidmann gesagt, als er vor kurzem in Stockholm zu Besuch war. „Vielleicht schreiben wir abermals Geschichte“, erwiderte ganz unbescheiden sein Gastgeber aus Schweden.